

Luca Ventura
Mitten im August

Der Capri-Krimi

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Foto von Enrico Desiderio
Copyright © Enrico Desiderio
Die Karten der Insel Capri und des Golfs von Neapel
sind gezeichnet von Julian Meyer
Copyright © Julian Meyer

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2020
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
250/20/852/1
ISBN 978 3 257 30076 5

Sie ging auf den Bahnsteig. Die Circumvesuviana stand schon da. Sie stieg in den letzten Wagen und setzte sich nach hinten, ans Fenster. Das Abfahrtssignal ertönte, der Zug fuhr los.

Sie schaute hinaus in die Dämmerung, sah Lichter auf-flammen, Straßenlaternen und Autoscheinwerfer, die neben dem Zug herkrochen. Sie lehnte ihren Kopf an die Scheibe.

Sie sah sein Gesicht. Auf der anderen Seite der Scheibe konnte sie ihn sehen. Sein Haar hatte er zum Dutt gebun-den, und in seinem Dreitagebart war eine Schramme, als hätte er sich geprügelt. Ernst schaute er sie an.

»Jack«, flüsterte sie. »Was ist passiert?«

Er antwortete nicht. Er lächelte nicht. Er schaute sie an, als wollte er sagen: Du weißt, was passiert ist. Und er hatte recht. Sie wusste, was passiert war.

»Warum hast du mir nichts gesagt?«, flüsterte sie und legte ihre Hand an die Scheibe, dorthin, wo seine Wange war. »Es tut mir leid. Ich wünschte, ich hätte dich beschüt-zen können.«

Sie schlug die Augen nieder, um ihre Tränen aufzuhalten, und als sie wieder gucken konnte, sah sie nur Spiegelungen auf der Scheibe und vorbeiziehende Lichter.

Enrico Rizzi zog die Wohnungstür hinter sich zu, nahm seine Gartenschuhe und klopfte draußen über den Blumentöpfen den Dreck von den Sohlen. Es war kurz vor fünf und noch nicht hell.

Er setzte sich auf die Stufe, zog die Schuhe an, ging die Außentreppe hinunter und betrat ein Stockwerk tiefer die Wohnung seiner Eltern. Es roch nach Kaffee.

»Guten Morgen«, sagte er.

»Was willst du mit der Uniform?«, fragte sein Vater mit Blick auf die Tüte, die Rizzi auf den Küchenstuhl stellte.

»Ich muss nachher zum Dienst«, antwortete Rizzi.

Vito schaute besorgt auf die Uhr. »Wie viel Zeit bleibt uns denn dann für die Pfirsiche?«

»Genügend.« Marta kehrte ihnen den Rücken zu und belegte die Tramezzini mit Tomatenscheiben. »Ihr habt alle Zeit der Welt. Lass den Jungen seine Arbeit machen.«

Rizzi trank seinen Kaffee in einem Zug aus, stand auf und sagte: »Komm, Papà, wir müssen.«

Seine Mutter wickelte die Brote in Papier und gab ihm das Paket. »Soll ich nachher bei dir oben saubermachen?«

»Nicht nötig.« Rizzi klemmte die Tramezzini unter den Arm, nahm die Thermoskanne und die Tüte mit der Uniform und sagte: »Bis später.«

Vito ließ schon den Motor an. Rizzi gab dem Hund einen Klaps, Romeo sprang auf die Ladefläche, und Rizzi quetschte sich vorne ins Fahrerhäuschen zu seinem Vater.

Um diese Zeit war noch niemand unterwegs, keine Autos, keine Busse, keine Taxen, nur ein paar Hunde stromerten am Straßenrand, als hätten sie irgendwo einen wichtigen Termin, während Romeo hochnäsiger seine Schnauze in den Fahrtwind streckte.

Wenn die Sonne erst über den Monte Tiberio schien, würden die Temperaturen schnell wieder steigen. Aber noch war es erträglich, sogar angenehm. Vom Meer wehte eine leichte Brise, und der Himmel war wie ein halbdurchsichtiger Stoff, hinter dem langsam der Tag zu schimmern begann.

Rizzi ließ den Arm aus dem Seitenfenster baumeln, spürte den Fahrtwind auf der Haut, und Vito sagte, wenn später noch Zeit wäre und er ein gutes Werk tun wolle, könne er vielleicht den Wildwuchs hinter dem Schuppen beseitigen. Er brauche den Platz für den neuen Kaninchenstall.

Sie holperten über den Feldweg. Die Ape hüpfte auf ihren drei Rädern, und Vito trat das Gaspedal durch. Oben angekommen, fuhren sie auf der Bergkuppe an der Gartenmauer entlang und hielten bei der Pinie, wo die Pforte zwischen zwei Pfeilern schief in den Angeln hing. Rizzi stieg aus, öffnete das Vorhängeschloss, löste die Kette und stieß das Tor auf.

Als Gina das erste Mal hierhergekommen war, hatte sie die Obst- und Gemüsegärten als »Gesamtkunstwerk« bezeichnet. Überall wuchs etwas, kaum eine Fläche war

ungenutzt, was vor allem an dem ausgeklügelten Bewässerungssystem lag, das Rizzi mit seinem Vater über die Jahre immer weiter ausgebaut hatte. Doch wo Gina die Schönheit von wild rankendem Wein bewunderte, sah Rizzi, dass die Zweige zurückgeschnitten, Triebe gekappt und der Boden gelockert werden musste. Er kannte hier jeden Strauch, jeden Busch und jeden Baum, hatte als Kind zwischen den Reben Verstecken gespielt und zwischen den Brombeeren und Zwergpalmen Höhlen gebaut.

Jetzt ging es langsam darum zu entscheiden, wie es mit den Gärten weitergehen sollte, ob man auch in Zukunft mit zwei Hilfskräften zur Haupterntezeit zurechtkam oder ob man mal darüber nachdenken musste, die Männer vielleicht dauerhaft zu beschäftigen, um Vito – der ja auch nicht jünger wurde – zu entlasten, und ob sich die Gärten mit den jetzigen Erträgen dann überhaupt noch rechneten.

Aber Vito durfte man mit solchen Überlegungen genauso wenig kommen wie mit den Themen »Bio« oder »Nachhaltigkeit«. Dabei musste selbst er zugeben, dass das Frühwarnsystem mit den Rosen vor den Weinstöcken perfekt funktionierte. Wenn eine Rose mit Mehltau befallen war, würden als Nächstes die Rebstöcke dran sein.

»Nächste Woche wird gespritzt«, verkündete Vito, als er half, die leeren Kisten unter den Pfirsichbäumen zu verteilen.

»Kommt nicht in Frage«, antwortete Rizzi. »Nicht mit dem Giftzeug.«

»Womit sonst?« Vito zog sich das Hemd aus. »Mit der Brennesseljauche hat es letztes Jahr nicht funktioniert, es wird auch dieses Jahr nicht funktionieren.«

»Wir können es mit Marienkäfern versuchen.«

»Und wo willst du die hernehmen?«

»Lass mich einfach machen, Papà.«

Vito schüttelte den Kopf. »Marienkäfer«, murmelte er.
»Schon wieder so eine Schnapsidee.«

In den nächsten beiden Stunden arbeiteten sie stumm: der Vater am Boden, während Rizzi in die Wipfel der kleinen Bäume langte. Vito rupfte die Pfirsiche wie eine Maschine, während Rizzi mit der Schere arbeitete und bei jeder Frucht als dekorative Dreingabe ein paar Blätter mitnahm.

Sie hatten hier den schönsten Arbeitsplatz der Welt, die sonnenwarmen Früchte, der Duft und obendrein der Blick aufs Meer. Jedes Mal, wenn Rizzi aufs Wasser schaute, hatte sich der Blauton im heraufziehenden Tageslicht verändert.

»Machst du schlapp?«, rief Vito von unten. »Komm, gleich haben wir es geschafft.«

Nachdem sie die Kisten verladen hatten, machte Vito sich auf den Weg, um die Ernte an die Geschäfte und Restaurants auszuliefern und die Bestellungen für die nächste Woche anzunehmen. Rizzi schaute auf die Uhr. Es war kurz vor neun. Ein Stündchen hatte er noch.

Er zog sein Hemd aus, hängte es in den Walnussbaum, nahm die große Baumschere und begann, auf der Rückseite des Schuppens die Bougainvillea herunterzuschneiden und Platz zu schaffen. Genau genommen, handelte es sich hier gar nicht um die Rückwand des Schuppens, sondern um einen Anbau, der über die Jahre vollkommen in Vergessenheit geraten war.

Er riss die dornigen Zweige von der Wand und stand

vor einem Holztor, das mit einem alten Vorhängeschloss verriegelt war. Er warf seine Handschuhe ins Gras, rüttelte daran, und die verrostete Verankerung brach aus dem morschen Holz. Um das Tor aufzubekommen, musste er ziehen und es dabei gleichzeitig anheben.

Seine Augen brauchten ein paar Sekunden, um sich an das schummrige Licht zu gewöhnen. Spinnweben und Gerümpel. Die alten Petroleumleuchten, Korbmöbel, in denen noch seine Großeltern gesessen hatten. Weiter hinten stand das Schaukelpferd, nach dem er vor vielen Jahren gefragt hatte, als er das Kinderzimmer für seinen neugeborenen Sohn, den kleinen Vito, einrichten wollte. Keiner hatte gewusst, wo es geblieben war, und er hatte seinen Vater in Verdacht gehabt, es als Brennholz verfeuert zu haben.

Und war das dahinten nicht die Truhe? Rizzi hatte es damals, als sein kleiner Junge gestorben war, nicht übers Herz gebracht, die Sachen zu entsorgen. Kurz spielte er mit dem Gedanken, das Tor einfach wieder zuzumachen, als er hinter einem halbhohen Regal einen großen Gegenstand entdeckte, beinahe kugelig, mit Tüchern bedeckt.

Er kletterte über Gerümpel und das Kopfende der Wiege, auf dem in verschnörkelten Buchstaben sein Name und die Namen seiner beiden Schwestern Valentina und Barbara gepinselt waren, und bekam ein Stoffende zu fassen. Er hob es an, Blech kam darunter zum Vorschein, eine Motorhaube, ein Blinklicht. Mit einem Ruck riss er die Decken herunter.

Zum Vorschein kam das erste Auto seiner Eltern, der alte Fiat Cinquecento. Auf Fotos hatte er es schon gesehen, in einem der Alben. Rizzi hatte nicht gewusst, dass die Kiste

hier immer noch geparkt war. Die Reifen waren platt, das Blech von Rostflecken durchsetzt. Er rüttelte am Griff an der Fahrerseite, bis sich die Tür knarzend öffnen ließ.

Der Innenraum war viel geräumiger, als er vermutet hätte. Ein weißes Lenkrad aus Bakelit, ein Tachometer, drei Schalter am Armaturenbrett und ein kleiner Aschenbecher. Im Zündschloss steckte noch der Schlüssel.

Spätestens als er das Auto ins Freie geschoben hatte, war es um ihn geschehen. Er wischte den Staub von den runden Scheinwerfern und der kleinen Windschutzscheibe, betrachtete die winzigen Scheibenwischer, öffnete die Heckklappe, hinter der sich der Motor verbarg. Er war kein Experte, aber so kompliziert konnte die Technik von einem Zweizylinder nicht sein.

Er ging ums Auto herum und machte vorne die Haube auf. Am Kabelbaum waren die Anschlüsse natürlich oxydiert. Auch die Reserveradmulde müsste man erneuern. Und inwieweit Antriebswellen, Getriebelager und die Bremsanlage angegriffen waren, müsste man sehen.

Er kroch mit der Taschenlampe unter den Wagen und stellte fest, dass die Querträger vom Bodenblech noch in einem annehmbaren Zustand waren. Aber die Auspuffanlage müsste man wohl komplett austauschen. Auf dem Rücken liegend, klopfte er die einzelnen Roststellen ab.

»Hallo?«, hörte er plötzlich eine Stimme.

Er drehte den Kopf und sah zwei Stiefel im Gras stehen.

»Warum gehst du nicht an dein verdammtes Telefon?«, rief Matteo Savio, sein Kollege vom Polizeiposten, verärgert. »Teresa versucht schon die ganze Zeit, dich zu erreichen. Wir müssen sofort nach Punta Carena.«

Rizzi kroch unter dem Auto hervor. »Was ist passiert?«

Savio wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. »Es gibt einen Toten.«

Matteo Savio hatte das Wenige berichtet, was er wusste, hatte von einem Boot gesprochen, draußen auf dem Wasser, von Blut und Messerstichen. Rizzi wusch sich schnell an der Pumpe die Hände, stieg in seine Uniform und wollte wissen, ob Ispettore Lombardi informiert sei.

»Es ist Mittwoch«, erinnerte ihn Savio.

»Teresa soll die Guardia Costiera informieren«, sagte Rizzi. »Wir brauchen ein Boot. Und der Zugang nach Punta Carena muss abgesperrt werden, bevor die Badegäste kommen.« Rizzi stieg auf den Roller. »Wo ist Agente Cirillo?«

Savio erklärte, dass sie die Kollegin direkt am Lido treffen würden.

Punta Carena lag mit dem Leuchtturm am südlichsten Zipfel der Westküste, für Capreser Verhältnisse also am Ende der Welt. Es war eine Badebucht mit bequemem Zugang zum Wasser, Bootsverleih und Felsen, auf denen man sitzen und sich sonnen konnte. Die Fahrt mit dem Roller dauerte zwanzig Minuten.

Als sie die große Kurve zum Parkplatz fuhren, stand ein Kollege mit ausgestreckten Armen vor einer Gruppe, rund zehn Leute mit Provianttaschen und Sonnenschirmen, die hinunter zum Wasser wollten. Rizzi parkte quer zum Weg.

»Bis auf Weiteres gesperrt«, hörte er den Kollegen sagen.

»Was ist denn passiert?«, rief jemand.

»Eine polizeiliche Ermittlung«, antwortete Rizzi, nahm den Helm ab und gab dem Kollegen die Hand. Hier oben war von der Bucht nicht viel zu sehen. Der Hang war steil, und Gestrüpp versperrte die Sicht.

»Kommt heute Nachmittag wieder«, riet Savio den Leuten und signalisierte einem ankommenden Wagen, dass er gleich wieder umdrehen sollte. »Dann ist alles wieder normal.«

Der Abstieg über den gepflasterten Weg führte an der Standbar von Maria Pierotti vorbei, die an der Treppe stand und ungläubig rief: »Was ist los, Rizzi? Stimmt es, was deine Kollegin sagt?«

»Falls hier Leute entlangkommen, lass sie nicht runter«, erklärte Rizzi.

»Was soll ich denen denn sagen?«, fragte Maria.

»Dass unten abgesperrt ist. Und dass sie bei dir einen Cappuccino trinken sollen.«

»Und überhaupt: Welche Leute?«, rief sie ihm hinterher. »Ihr lasst ja niemanden durch!«

Nach der zweiten Kurve hatte Rizzi freien Blick. Vom Meer näherte sich ein Boot der Guardia Costiera, und eine uniformierte schmale Gestalt, Antonia Cirillo, stand am Ufer, wedelte mit den Armen und zeigte in die Bucht.

Rund fünfzig Meter vor den Felsen trieb ein Ruderboot, in dem ausgestreckt ein menschlicher Körper lag. Unten angekommen, trat Rizzi neben Cirillo und sah, dass auf dem Bootsrand eine Hand lag.

Die Guardia Costiera nahm Kurs auf das Ruderboot, und Rizzi fragte: »Wer hat den Notruf abgesetzt?«

Cirillo machte eine Kopfbewegung. Abseits, im Schatten der Felsen, saß eine junge Frau im blauen Kleid und neben ihr ein Hund. »Caterina Agnesi heißt sie. Feriengast. Kommt morgens zum Schwimmen hierher.«

Schweigend beobachteten sie, wie die Kollegen von der Guardia Costiera langsam an das Ruderboot heranfuhr, wie sich einer der Männer über die Reling beugte und in einer akrobatischen Nummer begann, ein Seil am Kahn zu befestigen, was schwieriger zu sein schien, als es aus der Entfernung aussah.

»Nervös?«, fragte Rizzi seine neue Kollegin.

»Nein«, antwortete sie knapp, »du?«

Bevor er etwas sagen konnte, hatte sie sich abgewandt und ging langsam dem Polizeiboot entgegen, das den Kahn jetzt ins Schlepptau nahm.

Seit einigen Wochen war Antonia Cirillo nun schon am Polizeiposten Capri, aber so richtig schlau wurde er aus ihr noch nicht. Warum sie, die schon in ihren Vierzigern war, auf die Insel versetzt worden war und woher sie ursprünglich kam, darüber schwieg sie.

Einer der Polizisten sprang ans Ufer, das an dieser Stelle eine mit Beton geglättete ebene Fläche war. Mit vereinten Kräften zogen sie zu dritt den Kahn an Land. Der Tote geriet dabei in Bewegung, der Kopf wackelte hin und her, die leblose Hand rutschte vom Rand und fiel ins Boot.

Rizzi schätzte ihn auf höchstens Ende zwanzig. Der Mann trug karierte Shorts und ein kurzärmeliges Hemd, das bis zum Bauchnabel aufgeknöpft war. Mehrere Stichwunden waren in der blutverschmierten Brust zu sehen. Stirn und Augen waren von langen Haaren verdeckt, was

dem Mann etwas Verwegenes gab. Eine schmale Nase schaute zwischen den Strähnen hervor, gebräunte Wangen und ein unrasiertes Kinn. Rizzi und die Kollegen nahmen betroffen ihre Mützen ab.

Wie er dalag: als hätte er sich überhaupt nicht gewehrt. Oder war er nach dem ersten Stich nach hinten gefallen, mit dem Kopf an der Kante aufgeschlagen und ohnmächtig geworden? Oder gleich gestorben?

Rizzi beugte sich ins Boot. Keine Tasche, kein Gepäckstück, nichts, auch nicht unter der Sitzbank. Er tastete die Hosentaschen des Toten ab. Der Stoff fühlte sich klamm an, und die Taschen waren so eng, dass er mit den Fingern kaum hineinkam.

Soweit er feststellen konnte, waren alle Taschen leer, auch die Gesäßtaschen und die Brusttasche. Rizzi stützte sich an der Bootswand ab und kämpfte gegen ein Gefühl der Übelkeit, als Cirillo ihn auf etwas aufmerksam machte.

Unter dem kurzen Ärmel war ein Tattoo zu erkennen. Rizzi schob den Stoff ein paar Zentimeter nach oben.

Auf dem Bizeps war ein kleines Kunstwerk tätowiert, das sich bei näherer Betrachtung als zwei ineinander verschlungene Buchstaben entpuppte: *S* und *J*.